

Die Todesfurcht

Autor(en): **Gerling, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **5 (1912)**

Heft 12

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Todesfurcht.

Von Fr. Wilh. Gerling (Wiesbaden).

Die Furcht vor körperlicher Vernichtung ist eine alle Wesen beherrschende Erscheinung, wenigstens sie wohl erst beim Menschen ins klare, reflektierende Bewußtsein fällt. Die Todesfurcht ist ein Teil des Selbsterhaltungstriebes, den die Natur den Wesen eingelegt hat und der sich nur da verleugnet, wo ein Instinkt sich geltend macht, welcher über den Daseinszweck des Individuums hinausragt, oder da, wo bewußte oder krankhafte Vorstellungen imstande sind, diesem mächtigen Selbsterhaltungstrieb entgegen zu wirken. Das erstere findet in der Natur überall da statt, wo die Frage nach Erhaltung der Gattung in den Vordergrund tritt; das letztere ereignet sich wohl nur beim Menschen, als dem von bestimmten Ideen geleiteten Wesen.

Das Tier, welches mehr oder weniger ausschließlich unter dem Einfluß seines Trieblebens steht, kennt nur die unmittelbare Gefahr vor dem Tode; es lebt sorglos und unbekümmert in den Tag hinein. Erst beim Menschen begegnen wir jener vorausschauenden Furcht vor der Gewißheit, einmal sterben zu müssen, eine Furcht, welche erst mit der Zeit einsetzen kann, da der Intellekt soweit herangereift ist, daß er sich in Reflektionen zu verlieren vermag. Denn ein Kind lebt selbstredend lange ohne besondere Sorge und lernt erst später über das Kommen nachdenken.

So gleicht also die Todesfurcht, in ihrer Eigenschaft als Beunruhigung unserer Lebensfreude, einem Schatten, der nur als Folge unserer Denkfähigkeit in unser Dasein fällt.

Aber diese höhere Denkfähigkeit ist es auch, welche auf einer gewissen Stufe der Erkenntnis der Todesfurcht entgegenwirkt, indem sich der Mensch über die Bedingungen des Daseins und des Nichtdaseins Rechenschaft zu geben sucht. Nun ist der Hang am Leben so stark, daß nur wenige Menschen in der Lage sind, sich diese Verunsicherung selbst zu verschaffen, da dazu schon ein größeres abstraktes Denken gehört, das eben nicht allen Menschen eigen ist. Aber es würde schließlich jeder vernünftig denkende Mensch sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Tod nur ein Erlöschen des Be-

wußtseins bedeutet, wo alles Empfinden und Denken endet, wo es kein Begehren und Wünschen mehr gibt, wo alles in und um uns her erlöschen, verzessen ist, ein Zustand, der dem tiefen, traumlosen Schlafe gleicht, wenn einer solchen tröstlichen Auffassung nicht der alte Seelenglaube im Wege stände.

Der Aberglaube, daß der Mensch ein doppeltes Wesen sei, aus dem vergänglichen Körper und einer unvergänglichen Seele bestehend, ist durch Jahrtausende lange Betätigung so fest im Bewußtsein der Menschen eingewurzelt, daß ihn ganz zu überwinden nur Wenigen gelingt. Die Eigenliebe des Menschen, auch jenseits des Grabes noch auf eine Existenz rechnen zu können, hat jовiel Verführerisches, daß mancher sich immer wieder von dieser Idee einfangen läßt. Dazu kommt des weiteren, daß unser Seelenleben noch so manche Rätsel aufgibt, welche zu lösen die Wissenschaft bislang nicht in der Lage war. Es ist deshalb leicht verständlich, wenn der Glaube an die absolute Selbstständigkeit der Seele im Denken der meisten Menschen stets einen neuen Nährhalt findet. Freilich sollte man jagen, daß gerade der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode das Sterbenmüssen weniger schrecklich erscheinen lasse, als der Glaube an eine dauernde Vernichtung. Das ist aber merkwürdigerweise nicht der Fall. Denn es macht sich bei diesem Gedanken die Furcht geltend, was wohl aus der Seele nach dem Tode werden möge, ein Bedenken, welches geeignet ist, die Furcht vor dem Sterben noch zu erhöhen, anstatt zu vermindern.

Demgegenüber ist noch das Bewußtsein eines vollständigen Erlöschens unseres Ich ein wirklich befreiendes. Nichts kann doch wohl tröstlicher, nichts befriedigender sein, als die Ueberzeugung, daß mit dem letzten Lebenshauche aller Schmerz und alle Qual auf immer für das Einzelwesen vorbei sind. Wie anders steht demgegenüber der Gedanke, auch nach dem Erdenfeste noch ein zweites, uns völlig unbekanntes Sein antreten zu müssen! Wie wirklich qualvoll ein solcher Gedanke ist, das hat ja die Kirche zu allen Zeiten zu würdigen verstanden, wenn sie die Furcht vor der Verletzung ihrer Gebote durch den Hinweis auf die Verantwortlichkeit jenseits des Grabes zu erhöhen suchte.

Nur derjenige, der den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode völlig von sich abgestreift hat, wird in Ruhe dem Ableben seines Ich entgegengehen; denn für ihn endet mit dem Dasein jede Not und jede Pein. Wo aber immerhin ihn eine Unruhe angesichts des nahenden Endes beschleichen sollte, da dürfte dieselbe doch nur dem Umstande geschuldet sein, daß der Trieb, zu leben und da sein zu wollen, als ein mächtiger Instinkt sich in uns regt, dessen Einfluß auf unsere Gemütsstimmung wir nicht immer von uns abzuwehren vermögen.

Wer in dem Bewußtsein lebt, daß es sich hinsichtlich des Lebens ja überhaupt nur um eine kürzere oder längere Frist handelt bis alles vorbei ist, der wird für die gegebene Spanne des Daseins, soweit sie für ihn erträglich bleibt, ohne Selbstverkürzung ausnutzen, aber in Ruhe dem Augenblick entgegenstehen, der alles das, was Sinn und Bedeutung für ihn hat, auslöschen wird, gleich einer in den Sand gezeichneten Figur, über welche ein Wirbelwind ebend hinwegstreicht.

„Heiterfreiheit“.

Die Gesundbeterei,

ihre Gemeingefährlichkeit und
Aufklärung.

Von W. Ruff, Psycho-Pädagoge.

Immer und immer wieder laufen durch die Zeitungen Nachrichten von dem unerklärlichen Treiben der Gesundbeter. Schaarenweise gehen die Leute, die mit irgend einer Krankheit belastet sind, zu ihnen um „gesund“ zu werden. Man spricht von übernatürlichen Fähigkeiten die diese „Gottbegnadeten“ besitzen, man sagt, daß Kranke, die schon den Totenschein nachtrugen, wieder gesund wurden. Obwohl diese Gesundbeter meistens keine Gebühr für Heilerfolg verlangen, höchstens kleine Tringelder, so verdienen sie doch immer jовiel, daß sie ein schönes Einkommen haben und sich einer sichern Existenz erfreuen können. Denn wer würde heutzutage ein Handwerk, sei es dasjenige eines Schmiedes, eines Journalisten, eines Steinlopfers oder eines Gesundbeters vollführen, ohne dabei sein Einkommen zu haben? Gewiß niemand! Und deshalb ist es von allgemeinem

Die christlichen Feste,

ihre Ursprung und ihr Zusammenhang mit den Festen der antiken Völker und der Naturreligionen.

Von Fritz C. Koehler, Genf.
(Fortsetzung.)

Das Pfingstfest welches nachweislich erst seit dem vierten Jahrhundert gefeiert wird, ist entstanden aus dem jüdischen Wochenfest, welches ursprünglich den Abschluß der Getreideernte bedeutete. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß diese in Palästina auf einen andern Zeitpunkt fiel als bei uns.

Aber im ganzen nordwestlichen Europa wurden seit uralten Zeiten die Maieste zur Feier des neuwachten Lebens in der Natur fröhlich begangen. Die Sonne gibt zum Beweise ihrer Auferstehung die sichtbarsten Zeichen. Ueberall knospt und treibt es; man meint, die Erde gäre, so sprudelt sie über von Schaffenskraft unter den warmen Strahlen des wiedererstandenen Tagesgestirns. Wie kann es uns da wundern, wenn sich die Kirche auch dieses Jahresabschnitts bemächtigt hat, um eines ihrer mystischen Feste zu plazieren. Einem Unbefangenen freilich kann der Zusammenhang der Pfingstlegenden mit dem Erwachen der Natur nicht zweifelhaft sein. Der Sonnenheros Zeus ist nach Nacht und Kampf zum Siege gelangt; er schwingt sich auf zum Himmel, um dann den Getreuen auf Erden, oder besser

der irdischen Natur die Beweise seiner wiedererworbenen Macht und Herrlichkeit zu geben.

Nachdem ich u. a., in dem Gesagten einen Ueberblick über den Zusammenhang der drei höchsten christlichen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, mit den Festen der Natur und antiken Religionen gegeben habe, will ich einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Religionen und die Rolle des Priesters bei dieser Entwicklung tun, da dies für das Verständnis der Entstehung der Feiertage zweiter Ordnung notwendig ist.

Studieren wir den Ursprung der Kulte aller Völker, so finden wir stets zu Anfang die aus der Beobachtung der Natur hervorgegangene Verehrung der Sonne als einer Licht und Wärme spendenden Gottheit, von deren Wohlwollen alles Leben auf der Erde abhängt. Eine derartige einfache Naturreligion war durchaus naturgemäß und begreiflich zu einer Zeit, als die Menschheit noch in den Kinderschuhen steckte. Mit der fortschreitenden Entwicklung machte sich aber das Bedürfnis nach weiterer Erkenntnis fühlbar, und hier war es die Priesterkastei, die sich zur angeblichen Befriedigung dieses Bedürfnisses vorrängte, wobei sie vor allem ihren Vorteil nicht vergaß, indem sie sich zwischen die Gottheit und die Menschen plazierte, Scheidewand und Vermittlung zugleich, je nachdem es ihre Hab- und Herrschsucht erheischte.

Schon in den frühesten Zeiten gab es geriebene Köpfe, die begriffen hatten, daß der Hang des Menschen zum Geheimnisvollen und Uebelnatürlichen sich vortrefflich ausbeuten lasse. Nach dem alten Erfahrungssage „Eine Kräh-

hadt der andern die Augen nicht aus!“ schlossen sich bald alle Anhänger der gleichen pfiffigen Idee zu einer Clique zusammen, die unter Zuhilfenahme von Drohungen, Schmeicheleien und jenen zum Teil recht niedlichen Taschenspielerkunststücken, die der Gläubige „Wunder“ nennt und die ihre Wirkung auf das wunderfällige Volk nie verfehlten, bald ein grau dunkles aber lukratives Gewerbe einrichtete und fernerhin dem Menschen zugemessen hat, was er zu glauben habe.

Die erste Grundbedingung für einen flotten Geschäftsbetrieb war die Einrichtung einer wohlfortierten Mythologie, die den schlichten Verstand des einfachen Mannes verwirren und ihn der Kompetenz des Priesters unterstellen mußte.

Die Naturkräfte wurden personifiziert; ganze lange Geschichten wurden erfunden über ihre freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Verhältnisse, ihr Leben und Hassen, ihre kleinen Abenteuer und Intrigen. Denn auch die letzteren mußten die Gottheiten haben, um den Menschen einigermaßen verständlich zu sein. So trägt jede Religion den Stempel der Zeit und Umgebung an sich, in der sie entstand.

Der Manitou, der große Geist der nordamerikanischen Indianer, der Wotan oder Odin der nordischen Völker sind anders geartet als der Brahma der Indier und der Ne oder Ammon der alten Ägypter, und wir können uns wohl schwer den finstern strengen Jehovah der Juden nach Art der Götter des heitern Griechenlands, die zu Zeiten in ein homerisches Geschäfter ausbrachen, vorstellen.

Jede Priesterclique hatte bald herausgefunden, in welcher